

## **Die Heilige und ihr Sänger**

**oder**

## **Madonna unterm Abendstern**

**oder**

**“Ein Engel bat für dich auf Erden, bald schwebt er segnend über dir..“**

**(Richard Wagner, Tannhäuser, 3. Aufzug)**

*In dem 11. Theatergottesdienst in der KAUFMANNSKIRCHE AM ANGER zu der Premiere am Theater Erfurt von Richard Wagner's Oper „Tannhäuser“, predigte am Sonntag, dem 18. März 2007 um 11.15 Uhr Pfarrer i.R. Boris Michael Gruhl (Dresden). Gruhl, geboren 1947, bis 2005 Referent für kulturelle Bildung der Evangelischen Jugend in Sachsen, ist jetzt als freier Autor, Redakteur, Rezensent und Herausgeber tätig.*

Liebe Theatergottesdienstgemeinde.

Für Richard Wagner blieb der „Tannhäuser“ immer unvollendet. Drei Wochen vor seinem Tod sagt er – so hat es Cosima im Tagebuch am 23. Januar 1883 notiert – dass er der Welt den Tannhäuser noch schuldig sei. Das habe er, so Cosima, in einer Plauderei am Abend gesagt, die er mit dem Hirtengesang und dem Pilgerchor beschlossen habe.

Der Hirtengesang ertönt in dieser Oper, wenn Tannhäuser das Reich der Venus verlassen hat, der Hürselberg sich „in größerer Ferne“ befindet und er sich in „einem schönen Tale“ befindet, „über ihm blauer Himmel“.

Der Hirtenknabe – von einer jungen Sopranistin oder einem Knaben gesungen, also auch stimmlich, musikalisch, wird ein changierender Moment des Überganges, ein Moment der Ungewissheit, des Umgetriebenseins und der existenziellen Frage nach dem Woher und dem Wohin beschrieben – singt von Frau „Holda“, in deren Gefolge sich das Leben Bahn bricht. Bild dafür ist das frühlinghafte Erwachen der Natur. Frau Holda aber ist eine Vertriebene, eine alte Göttin, eine germanische höchstwahrscheinlich. Sie ging in den Untergrund, in einem Berg hält sie sich auf, warum nicht in einem Venusberg, dem thüringischen Hürselberg. Frau Holda, Frau Venus stehen für lebensspendende, sinnliche, erd- und naturverbundene Kräfte von kosmischen Dimensionen.

Die Hirtenweise, die Schalmei, bei Wagner in seinem anderen großen Drama der Unmöglichkeit, das Unendliche im Endlichen zu erfahren – Tristan und Isolde – das Instrument der zärtlichsten Freude und der traurigsten Klage, ist kaum verklungen, da hebt ein ganzer Chor zu singen an, ein Männerchor, aus feinstem, so verinnerlichtem, fast möchte ich sagen, spirituellem Piano: Geformte Kraft, ästhetisierte Erotik. Der Gesang der Pilger. Büber, Sünder, Sucher, Grübler, Fantasten, Gescheiterten, Liebenden und nach Liebe suchenden...und ihr Gesang gilt wieder einer Frau, wiewohl am Ziel ihrer entbehrungsreichen Wanderung ein Mann steht: zu Jesus Christus wollen sie, singen sie. Sie kommen nicht an, wenn nicht die Jungfrau, „süß und rein“ ihnen gnädig ist. Frau Venus, Frau Holda wohnen im Berg, davor ein Standbild der Muttergottes, und der Hirte, der eben noch Frau Holda verehrte, wünscht den Pilgern Glück und bittet sie, in Rom auch für seine arme Seele zu beten.

Und mittendrin Tannhäuser. Auf Knien. Aber nicht im, wie die nahenden Sänger auf der Jagd vermeinen, sondern „wie in brünstiges Gebet“ versunken. Da liegt ein feiner Unterschied. Da liegt ein Schlüssel zu dem Werk, da liegt vermutlich der Grund, warum Wagner am Ende seines Lebens meinte, dass er den Tannhäuser noch gar nicht fertig komponiert habe. Er hatte nämlich die Idee, beide komische Kraftfelder, denen die schöpferischen Kräfte entwachsen zusammenzudenken und zu fassen, was dann so genial in gar nicht feindlichen aber doch sehr beunruhigenden Gegenüberstellungen der Motive in der Ouvertüre klingt.

Der Anspruch beider Reiche und Bereiche wird verkündet: „Des der Reinheit des bekennerfrohen Glaubens – und dagegen die Forderung der sinnlichen Triebe, ihrer Lockung und ihres Verlockungszaubers in sirrenden Tönen aus dem Venusberg...“ (Peter Wapnewski, Rundfunkmanuskript zum Werk Richard Wagners, „Weißt du wie das wird?“, SFB 2002)

Dann kommen kaum entwirrbare Phasen: Die Hymne klingt an, die der Sänger schmettern

wird, erst der Venus zugewandt und zugleich in Abwendung begriffen, dann später in kämpferischer Steigerung im Sängerkrieg den Widersachern entgegen und um Verständnis bittend, Elisabeth, seiner Heiligen, zugewandt. Klingt hier etwa das wirkliche „Vergehen“, der Tabubruch an, nämlich die Heilige zu lieben wie die Göttin im Berg, die Rückgewinnung der Sinnlichkeit in die asketisch erstarrten Religion?

Das Finale der Ouvertüre hat Varianten, es gibt den sieghaften Pilgerchor, es gibt die Pause nach dem Liebeslied oder den Übergang in die Musik im Venusberg: „Das sind ja ganz wollüstige Töne“, soll Otto Wesendonck gesagt haben.

Ich finde, auch die anderen Töne gar nicht ohne Lust, die der Pilger, und noch stärker die der Klage Tannhäusers, des Gebetes der Elisabeth und vor allem die des Wolfram von Eschenbach in seinem Lied an den Abendstern (das ist ja doch die Venus) das Elisabeth auf ihrem Weg in den Himmel, „wo sie ein hohes Amt zu verrichten habe“ begleitet, und ihr Weg führt übers Gebirge, übers thüringische Hürsengebirge. In Wagners Musik zum Tannhäuser klingen die Facetten der Leidenschaft aus der Tiefe eines unruhigen Herzens, aus den Schmerzen einer zerrissenen Seele, aus der tosenden Stille unendlicher Einsamkeit aus dem menschlichen Anspruch, das menschenunmögliche zu erlangen, nämlich die Gegensätze von Licht und Finsternis, von Leben und Tod, von Treue und Untreue, von männlich und weiblich, von Glauben und Unglauben, von Gewissheit und Zweifel zu überwinden. Dagegen steht das NEIN der Endlichkeit, aus dem die Kunst, die Religion, die Kreativität erwachsen. In seinen Werken erzählt Wagner sein Leben. Er erzählt es im Tannhäuser als Künstler, der sich sein Glück und sein Unglück, seine Verdammnis und seine Erlösung tiefgläubig, dass die alten, uralten, kosmischen und universellen Bilder zu tragen vermögen, zu einem berührenden, für andere nachempfindbaren Gleichnis schreibt und komponiert. Die Zeiten des Minnesanges – Tannhäuser, bzw. Tannhuser, starb nach 1265 – sind die ersten Zeiten der Schriftsprache, die ersten Versuche, eine gesamtdeutsche Schriftsprache zu etablieren, was Luther erst gut 400 Jahre später gelingen wird. Zudem tritt der Künstler als Individualist auf, ein Thema Wagners, das sich immer wieder findet.

Tannhäuser in Dichtung und Musik ist eines von Wagners Wunschbildern der Romantik: Bild, Wort und Klang gewordene Sehnsucht nach Erlösung. Hier eine Vision. Später, im „Parsifal“ wird die menscheitsumfassende Religion des Mitleides, das der gesamten Schöpfung, dem Kosmos gilt, proklamiert. Was Wagner als unerlösten Menschen nicht vor total unerlösten Missverständnissen und Irrtümern bewahrte.

Noch ein anderes Werk blieb unvollendet. Aus dem Jahre 1848 datiert ein Dramenentwurf, Fragmente sind vorhanden: „Jesus von Nazareth“.

Aus Maria Magdalena wird Kundry, aus Venus Elisabeth.

Von Menschen, Büchern, Feuer, Brot und Tränen und von der großen Hoffnung im Kleinen erzählt die neue Erfurter Inszenierung der Oper „Tannhäuser“ im Elisabethjahr Erfurt 2007. Es gibt äußerst eindrückliche Bilder darin. Ungewöhnliche verstörend auch, für manchen Theaterbesucher provokant.

Richard Wagner stellt in seinem romantischen Werk den Künstler als Individualisten zwischen Himmel und Erde, zwischen Feuer und Wasser, zwischen Anpassung und Rebellion. Drei Sagen aus Sammlungen Ludwig Bechsteins haben ihn inspiriert. „Die Mähr von dem Ritter Tannhäuser“ und „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“ fanden Eingang in den Titel, „Die heilige Elisabeth“ gibt das Vorbild für eine bei Wagner und überhaupt operntypische Frauengestalt, die ebenso wie der männliche Held der Zeit und den Konventionen ihrer Umwelt weit voraus ist und dennoch eine Opferrolle annimmt. Wagners Oper spielt in einer männlichen Gesellschaft. Die Sänger sind Ritter, sie fechten einen Sängerkrieg aus, da können schon mal vernichtende Wut- und Zornesflammen gefährliche Brände verursachen.

Verbrannte Erde, ausgedörrten Boden, zeigen Bilder, die auf der Erfurter Bühne für Folgen verbannter Liebe und Weiblichkeit stehen.

Verkohlte Bücher, in deutlicher Anspielung auf den Brand der Weimarer Anna-Amalia-Bibliothek, gleich einer Landschaft aus Gräbern, symbolisieren in apokalyptischer Metaphorik und schmerzvoll erinnerten Situationen jüngster und allerjüngster Geschichte die generelle

Schutzlosigkeit der Güter geistiger Toleranz.

Umschlossen wird die stark Bildsymbolik und Visualisierung von Aspekten der Wagnerschen Tannhäuserthematik, die sich glücklicherweise einmal nicht in platter Papst- oder dumpfer Religionskritik verläppert, eingangs von archaischer Anspielung auf die Lebens- und Vernichtungskraft des Wassers, sowie zum Schluss in ganz direkter Beziehung zur reinigenden und erlösenden Kraft dieses Elements. Ist es eingangs im Gesang der Venus erklingende Vehemenz und Urkraft sinnlicher, erotischer Reize, als Anlass schöpferischer Prozesse, so sind es am Ende Erlösung und Versöhnung durch Verzicht, Hingabe und Opfer. Eine symbolistische, ans rituelle grenzende Inszenierung in meditativen Bildern geht über die übliche Zeichnung der Opern-Elisabeth hinaus. Als Nichte des Landgrafen Hermann von Thüringen erhält sie in Anspielung auf die Legende vom Rosenwunder – so verteilt sie Brote an die Pilger – Eigenschaften jener Elisabeth von Thüringen, die vor 800 Jahren in Ungarn geboren wurde. Und kraft einer schönen Theaterverzauberung dürfen wir gerne glauben, dass es ihre Tränen sind, die am Ende aus dem Bühnenhimmel die Erde befeuchten, und es in den Herzen aller, die das Staunen nicht verlernt haben, zart grünen lassen.

Einstmals rettete Trockenheit die Welt, nach den Wassern der Sintflut. Jetzt ist es umgekehrt. Das Land, die Seelen sind ausgedörrt und rissig. Es ist höchste Zeit zu heilen, zu salben zu verbinden. Das Wissen darum bringt Wagner bei uns erfolgreich zum Klingen. Mit seiner Anrührung dessen, was uns angeht, auf unserer Suche nach Rückbindungen und Zukunftsgewissheiten, hat er Erfolg. „Dieser Erfolg beruhte auf nichts anderem als auf der vom Geist durchglühten Raffiniertheit der Mittel bei gleichzeitiger Tiefe der Empfindung, die ein wenig mit dem Unglück seines Lebens, mit Herkunft, Konstitution, psychischer Verletzbarkeit und der ferngerichteten Sehnsucht zu tun hat. Er erzählte die Welt noch einmal, aber er erzählte sie anders. Er rührte das Unbewusste an. Was von ihm bleibt ist nicht der Erlösungsanspruch, sondern die Leistung, der Kunstwille und das Resultat: eine Orchestersprache, die eine Revolution der Mittel ist, tönende Psychologie, eine Ausdruckskunst, die komplizierte Ursachen und elementare Wirkungen hat.“ ( Gregor Martin Delin, Musik und Welt, S. 120 f, Berlin 1988)

Aber zum Ausklang, nach diesen Worten aus einem Aufsatz von Gregor Martin Delin über Richard Wagner und seine Kunst, Worte von Wagner selbst, aus dem Finale der Oper „Tannhäuser“:

„Die Männer singen über Elisabeth:

Heilig die Reine, die nun vereint  
Göttlicher Schar vor dem Ewigen steht!  
Selig der Sünder, dem sie geweint,  
dem sie des Himmels Heil erlehlt!“

Darauf Tannhäuser:

„Heilige Elisabeth, bitte für mich!“

Dazu auf der Erfurter Opernbühne der Mensch im Regen.

Humor und Gnade.

Amen.